

**Clemens Brentano Preis
der Stadt Heidelberg**

2003

CLEMENS BRENTANO PREIS 2003

Der mit 10.000 Euro dotierte Clemens Brentano Preis der Stadt Heidelberg, der in diesem Jahr in der Sparte Roman vergeben wird, geht an den 1967 in Bad Nauheim geborenen und in Brixen lebenden

ANDREAS MAIER.

Er erhält den Preis für sein im Jahr 2002 im Suhrkamp Verlag erschienenen Roman „Klausen“.

Die Jury würdigt in ihrer Begründung die sprachliche und thematische Geschlossenheit des Romans. In seinem Buch entwirft Maier das Bild einer auf Mutmaßungen und Gerüchten gründenden provinziellen Gesellschaft. In „Klausen“ persifliert er die Form des Heimatromans und treibt kommunikatives Handeln satirisch auf die Spitze.

Der Jury gehörten der Literaturkritiker Helmut Böttiger, der Lyriker Uwe Kolbe, die Lektorin Tatjana Michaelis, der Dramaturg und Journalist Matthias Schubert sowie die Germanistik-Studierenden der Universität Heidelberg Inga Pokora, Anne Thill und David Oesch an.

Der Clemens Brentano Preis wird am 12. Mai 2003 in Heidelberg von Oberbürgermeisterin Beate Weber verliehen. Die Laudatio auf Andreas Maier hält Dr. Ulrich Greiner, Literarchef der Wochenzeitung *Die Zeit*.

(aus der Begründung der Jury am 14.2.2003)

Impressum:

Herausgeberin:
Stadt Heidelberg, Kulturamt

Redaktion:
Alexandra Eberhard

Mitarbeit:
Gela Wittenberg

Satz, Gestaltung:
Amt für Öffentlichkeitsarbeit
Gabriele Schwarz

Druckerei:
Neumann Druck, Heidelberg

Auflage:
400 Stück

Textnachweis:
Andreas Maier, „Klausen“
(Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2002)

Bildnachweis:
Foto Seite 6 und Seite 20: Jürgen Bauer

GELEITWORT DER OBERBÜRGERMEISTERIN DER STADT HEIDELBERG



Nach Lyrik, Erzählung und Essay steht nun zum insgesamt dritten Mal die literarische Gattung Roman im Mittelpunkt des Interesses des Clemens Brentano Preises. Die Stadt Heidelberg vergibt diese mit 10.000 Euro dotierte Auszeichnung an Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die aufgrund ihrer bisherigen Arbeiten außergewöhnliche Leistungen auf dem Gebiet der Literatur erwarten lassen.

In Erinnerung an den zeitweise in Heidelberg lebenden und wirkenden Schriftsteller Clemens Brentano wurde der Preis im Jahr 1993 ins Leben gerufen und in den vergangenen zehn Jahren entwickelte sich diese von der Stadt Heidelberg gestiftete Auszeichnung für Literatur zu einem festen Bestandteil des kulturellen Geschehens der Stadt. Sie ermöglicht den Nachwuchsautoren Zugang zu einem breiten Publikum und fördert die jungen Talente.

Auch in diesem Jahr entschied sich die Jury für einen sehr talentierten Autor, dessen Erstlingswerke höchst vielversprechend sind. Andreas Maier erhält die Auszeichnung für seinen im Jahr 2002 veröffentlichten Roman „Klausen“. Spielte sein erster Roman „Wäldchestag“ in der Wetterau, wo er aufwuchs, ist der Schauplatz seines neuesten Romans eine Kleinstadt in Südtirol. In dem Ort Klausen überschlagen sich die Mutmaßungen über den Hergang eines Überfalls und diverse ungeklärte Ereignisse, doch die eigentliche Wahrheit bleibt stets verborgen hinter dem undurchsichtigen Dunst der entstandenen Gerüchte. Der Autor gewährt seinen Lesern einen tiefen Einblick in die kommunikative Dynamik einer Dorfgesellschaft und schreibt die schicksalsträchtigen Gespräche der vermeintlichen Akteure humorvoll und spannungsreich nieder.

Das Besondere des Clemens Brentano Preises liegt in der außerordentlichen Zusammensetzung der Jury, die zur Hälfte mit Studierenden des Germanistischen Seminars besetzt ist. Eine eigene Lehrveranstaltung widmet sich während eines Semesters der Sichtung und Diskussion von Neuerscheinungen und nominiert abschließend drei Werke.

Herzlich danken möchte ich den studentischen Mitgliedern der Jury Frau Anne Thill, Frau Inga Pokora, Herrn David Oesch und ihrem Seminarleiter Herrn Dr. Gerhard vom Hofe sowie den teilnehmenden Studierenden für ihre intensive und von hoher Qualität geprägte Arbeit.

Die weiteren Jurymitglieder, die Verlagslektorin Frau Dr. Tatjana Michaelis, der Lyriker Herr Uwe Kolbe, der Literaturkritiker Herr Dr. Helmut Böttiger sowie der Dramaturg Herr Matthias Schubert, haben nunmehr den gesamten vierjährigen Gattungszyklus des Brentano Preises mit Lyrik, Erzählung, Essay und Roman begleitet und scheiden dieses Jahr aus der Jury aus. Sie haben mit ihrem außerordentlichen Engagement für den Clemens Brentano Preis maßgeblich zur Qualität und Bekanntheit des Preises und zur Förderung seiner Preisträgerinnen und Preisträger beigetragen. Hierfür bedanke ich mich besonders und hoffe, dass sie der Literaturstadt Heidelberg auch weiterhin verbunden bleiben.

Dem diesjährigen Preisträger Andreas Maier wünsche ich für seine persönliche und literarische Zukunft alles Gute und weiterhin viel Kreativität und Erfolg.

Beate Weber
Oberbürgermeisterin

MAN KENNT NUR SEINEN EIGENEN KOPF, SONST GAR KEINEN ...

Ein Gespräch mit Andreas Maier



?: *Das Erste, was mich interessieren würde, wäre, wie Sie überhaupt zum Schreiben gekommen sind.*

Maier: Ich kann mich nicht daran erinnern, wie ich zum Schreiben gekommen bin.

Es gab keinen Anlass, es gab nichts, was ich irgendwem erzählen wollte. Es ist wie bei einem Musikinstrument. Da kann ich mich auch nicht daran erinnern, warum ich damit angefangen habe. Ich glaube, das Entscheidende beim Schreiben war, dass ich es irgendwann ausprobiert habe und gescheitert bin.

?: *Gescheitert?*

Maier: Weil ich großen Mist geschrieben habe. Und das dann wohl nach einer Seite wieder weggeworfen habe. So ging das dann wahrscheinlich erst mal eine ganze Zeit, anders ist es ja nicht denkbar. Also offensichtlich hat das andauernde Scheitern mich angestachelt, dahingehend, das irgendwann mal besser zu können. Es war für mich früher ein Rätsel, wie Autoren auf Seite drei, auf Seite fünf, auf Seite sieben kommen, wie ein Roman immer weiter geht, wie die das schaffen. Ich hatte davon früher keine Vorstellung. Ich musste diese Vorstellung erst für mich selbst entwickeln. Ich habe dann früher zum Beispiel in Dostojewski-Romanen, nachdem ich sie gelesen hatte, auf Seite drei nachgeschaut, auf Seite vier, auf Seite fünf und gefragt, was macht der da? Wie geht's da weiter? Was steht genau auf dieser Seite, damit das irgendwie weitergeht? Ich habe es einfach nicht verstanden. Ich habe es dann erst mit der Zeit begriffen, als ich inzwischen selbst weiter in meinen Texten kam, über die fünfzehnte oder dreißigste Seite hinaus. Aber wie es anfang? Ich weiß es nicht.

?: *Und wie kam es zu Ihrem Thema und Ihrem Stil? Sind die auch erarbeitet? Ihre Romane zeugen ja von einem ausgeprägten Stil.*

Maier: Mit der Zeit kam das schon, aber nicht im Sinne von Vorlieben für einen gewissen Stil, ein gewisses Thema, sondern eher durch die Schwierigkeiten, die ich beim Schreiben hatte. Diese Schwierigkeiten beim Schreiben erschienen mir zumindest ursprünglich als Schwierigkeiten. Auf eine bestimmte Weise betrachtet habe ich sie bis heute nicht bewältigt. Allerdings sehe ich sie heute nicht mehr als Schwierigkeiten, sondern als etwas, was offensichtlich zu mir dazugehört, als eine Art Grundform. Ich erzähle ja weder auktorial, auch wenn der letzte Roman eine auktoriale Grundfläche hat, noch habe ich einen Ich-Erzähler zur Verfügung. Aus irgendwelchen Gründen ist es mir nie gelungen, auktorial zu erzählen oder eine Ich-Erzählung zu schreiben. Und mit der Zeit musste ich einfach damit umgehen, dass das bei mir der Fall ist. Das hat dazu geführt, dass in den Romanen immer mehr Handlung durch die Reden, die die einzelnen Figuren führen, übernommen wurde. Gesprächsromane könnte man das nennen. Das war nie so angestrebt, aber es war etwas, was sich wohl notwendigerweise bei mir ergeben hat, eben aus jener Grundform heraus, die zu mir gehört. Und dann bin ich natürlich dageblieben.

?: *Haben Sie vor, irgendwann einen Roman in Ich-Form zu schreiben?*

Maier: Vorsätze habe ich gar keine. Inzwischen nicht mehr. Inzwischen weiß ich, dass jeder Text, den man schreibt, die Beantwortung oder Wiederaufnahme des vorherigen Textes ist, und ich verlasse mich darauf, dass sich sowieso immer irgendetwas verändert.

?: *Sie haben ja ein großes Interesse am Konjunktiv. Wenn ich mich recht erinnere, haben Sie in der ZEIT einen Artikel dazu geschrieben.*

Maier: Am Konjunktiv interessiert mich eigentlich gar nichts. Und dennoch bin ich irgendwie zu diesem Konjunktiv gekommen, also

muss ich mir natürlich meine Gedanken darüber machen. Vielleicht hängt es mit dem zusammen, was ich eben gesagt habe, mit dieser bestimmten Erzählform. Der Konjunktiv liegt mir, vielleicht empfinde ich ihn sogar als etwas sehr natürliches. Wenn man im Präteritum erzählt, haben die Sätze für mich oft großen Kunstcharakter: „Gestern sah ich X und aß mit ihm ein Schnitzel ...“ So redet kein Mensch, sondern alle reden im Perfekt. Aber wenn man etwas im Perfekt zu Papier bringt, geht das aus irgendwelchen Gründen nicht. Es sieht sehr eigenartig aus. Das Perfekt gibt keine erzählerische Grundlage her, es wirkt unbeholfen. Auffälligerweise ist der Konjunktiv der indirekten Rede sprachlich näher am Perfekt als unser Präteritum, das macht unsere deutsche Satzklammer: „Er sagte, er sei gestern Abend mit X unterwegs gewesen.“ Vorne „sei“, und hinten als Abschluss „gewesen“. Immer diese deutsche Satzklammer. Dieser Rhythmus erscheint mir beim Schreiben wohl irgendwie natürlicher. Aber das ist eine Interpretation im Nachhinein. Es hatte nie einen bewussten Grund, wieso ich im Konjunktiv geschrieben habe. Ich habe es einfach so gemacht.

?: Bemerkenswert sind ja auch Ihre riesigen Figurenkataloge, in „Klausen“ noch mehr als in „Wäldchestag“. Wachsen die mit der Geschichte oder sind die von irgendwoher inspiriert?

Maier: Das wird mit der Art und Weise zu tun haben, wie ich selbst die Personen in meiner Umwelt wahrnehme. In „Klausen“ wird keine der Figuren im normalen romanhaften Sinn lebendig, keine wird sozusagen aus der Innenperspektive erzählt, sondern der Leser und der Betrachter bleiben immer außen vor. Ganz ähnlich, wie man bei sämtlichen Personen, denen man begegnet, immer außen vorbeiblickt. Man kann sich der Person annähern, zum Beispiel auch wenn man mit Dritten über die Person spricht, aber man kommt nie in den Kopf hinein. Ich kenne nur meinen eigenen Kopf, sonst gar keinen. Und die Literatur macht uns oftmals vor, dass man viel genauer in einen anderen Kopf hineingucken kann, als man es normalerweise macht. In „Wäldchestag“ wird das Problem von der anderen Seite angegangen. Da gibt es eine Person, diesen Wiesner, bei dem wird viel zu viel in den Kopf hin-

eingeschaut. Der Erzähler, Schossau, kann ja gar nicht wissen, was dieser Wiesner sich da im Einzelnen zurecht denkt. Er muss ihn sich jeweils neu erfinden, wenn auch auf ziemlich authentische Weise. Offenbar habe ich Schwierigkeiten damit, wenn die Literatur voraussetzt, dass sie etwas über ihre Figuren sagen könnte. Ich kann immer nur ganz einfache Dinge über die Figuren sagen; alles andere müssen die Figuren selbst sagen. Im Nachhinein – beim Schreiben ist mir die Figurenvielfalt nicht aufgefallen – habe ich mir gedacht, passiert in meinen Romanen ständig, was auch ich jeden Tag erlebe. Es kommt dauernd eine unüberschaubare Anzahl von Menschen auf mich zu. Ich gehe irgendwo hin und weiß noch drei Sekunden vorher überhaupt nicht, dass gleich der und der auf mich zukommt und auf mich einreden wird. Im Grunde geht das in den Romanen genauso. Oftmals weiß man ja gar nicht, wer da redet, man kennt nicht einmal den Namen der betreffenden Person. Daher haben manche Figuren bei mir, auch wenn sie viel reden, keinen Namen, sondern heißen den ganzen Text durch bloß „Der eine“ oder „Ein anderer“.

?: Wie schreiben Sie?

Maier: Eigentlich immer auf dieselbe Weise. Am Anfang muss der Titel da sein und dann eine Art Hauptfigur. Dann fange ich an, den ersten Satz zu schreiben, und dann geht das so weiter. Irgendwann beginnt sich die Geschichte aus dem heraus zu entwickeln, was ich bislang auf dem Papier habe. Die Figuren sind vorher nie geplant. Allerdings ist der Schluss des Buches, also das Ziel, am Anfang schon immer im Kopf. Ich muss wissen, wo das Buch hinführen soll. Aber ich muss beim Schreiben jede Seite des Buches neu erfinden. Ich weiß vorher nicht, was darauf stehen wird, vorher ist das Papier ja weiß. Wenn ich mir vorher ausmale, was auf dem weißen Papier stehen soll, und schreibe es dann auf, gefällt es mir anschließend natürlich überhaupt nicht. Ich muss alles tatsächlich immer im Augenblick des Schreibens erfinden. Nur dann wird es lebendig.

?: Können Sie sich erklären, wie es in den Kritiken, vor allem zu „Klausen“, zu dem Prädikat „Heimatroman“ gekommen ist?

Maier: Ich habe mir schon ab und zu überlegt: Warum ist es für die Rezensenten so etwas Augenfälliges, dass beide Romane in einer kleinen Stadt spielen? Beim Schreiben ist mir das ja gar nicht aufgefallen, es war keine bewusste Entscheidung von mir, dass ich die Handlung pointiert in einer kleinen Stadt spielen lasse. Ich habe gar nicht gemerkt, dass ich durch die Wahl des Ortes eine Wahl, die mit einer Aussage verbunden sei, getroffen habe. Das ist nicht bewusst gewesen, und ich sehe diese Kategorie für mich auch nicht. Allerdings meide ich beim Schreiben grundsätzlich das, was interessant ist, im Sinne von dem, was en vogue ist. Was den Leuten gefällt, da wage ich mich nicht heran. Den Leuten gefällt es, literarisch in Berlin zu sein, den Leuten gefällt es, literarisch in New York zu sein. Ich dagegen will offenbar immer etwas schreiben, das nur aus Sätzen besteht, die immer meiden, das zu beinhalten, was interessant ist.

?: *Wie haben Sie eigentlich die Verleihung des Wetterauer Kulturpreises empfunden? Diese Region kommt in „Wäldchestag“ schließlich nicht so gut weg.*

Maier: Finden Sie? Die Verleihung des Wetterauer Kulturpreises war eine sich selbst bereits schon bewusst ironisierende Veranstaltung.

?: *Sind ähnliche Reaktionen auch aus Klausen gekommen oder ist das Buch dort gar nicht so stark wahrgenommen worden?*

Maier: Der Roman ist in Klausen viel wahrgenommen worden. In ganz Südtirol ist das Buch sehr wahrgenommen worden. Die Südtiroler, die Klausner hat offenbar eines beeindruckt, nämlich, dass der Name ihrer Stadt und ihres Landes plötzlich in den großen deutschen Feuilletons vorkommt. Das hat ihre Art, das Buch zu sehen, beeinflusst. Ich habe bei beiden Büchern aus den Regionen, in denen die Bücher angesiedelt sind, ähnliche Reaktionen gesehen. Die erste Reaktion war immer, dass die Leute sich mit dem identifizieren, was im Buch steht, als gäbe es für alles, was im Buch steht, einen Schlüssel, als sei das nur eine Maskierung der tatsächlichen Realität, und dass hinter jeder Person jemand

Tatsächliches steht. Natürlich ist das eine totale Überinterpretation. Wenn man im Stadium der Überinterpretation ist, dann fühlt man sich natürlich schnell beleidigt. Die zweite Reaktion war eben, dass die Leute in der Wetterau und in Klausen dann irgendwann gemerkt haben: Der macht uns bekannt! Und dann waren alle irgendwie stolz, weil sie ja davon ausgehen, dass sie im Buch vorkommen.

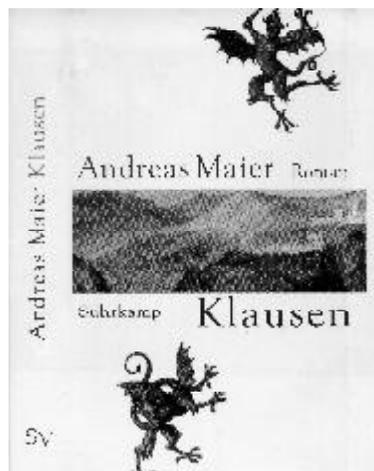
?: *Gibt es schon ein neues Projekt?*

Maier: Ja, aber wenn man darüber spricht, legt man sich furchtbar fest. Das kann mitunter eher hinderlich sein. Ich habe in den letzten Wochen wohl ein bisschen zu oft über den neuen Roman gesprochen. Also schweige ich lieber. Ich kann nur die Sachen sagen, die wirklich unabdingbar feststehen. Der Roman wird „Kirillov“ heißen, das ist ein russischer Name, er spielt in Frankfurt, es kommen ein paar Russen vor, und es wird wohl einen Selbstmord geben.

Wir wünschen Ihnen viel Erfolg für dieses Buch und danken Ihnen sehr herzlich für das Gespräch.

Das Gespräch mit Andreas Maier führte Inga Pokora.

TEXTAUSZUG AUS DEM ROMAN „KLAUSEN“



Der Unterwirt in Feldthurns konnte später niemandem mehr sagen, ob es sich mit eindeutiger Sicherheit um Josef Gasser gehandelt hatte oder nur um jemanden, der Gasser zumindest nicht völlig unähnlich sah. Der junge Mann habe sich einen sauren Kalbskopf und einen Viertel Roten bestellt, erzählte der Wirt, er, der Unterwirt, habe sich das deshalb gemerkt, weil der Gast lediglich ein Glas Wein getrunken, aber

den Kalbskopf überhaupt nicht angerührt, sondern bloß prüfend angestarrt habe, auf eine sehr auffällige und absonderliche Weise, so daß er, der Wirt, gefragt habe, ob denn etwas mit dem Kalbskopf sei. Der Mann habe diese Frage jedoch überhaupt nicht beachtet, sondern einen Schnaps bestellt und begonnen, seinerseits nach ganz verschiedenen Dingen zu fragen. Er wirkte dabei dem Wirt zufolge einerseits aufgeräumt, andererseits aber seltsam interessiert. Der Unterwirt erzählte, daß er im Feldthurner Kulturverein sei, daß er dort den Vorsitz innehabe, daß das Schloß Veltturns eine einzigartige Sehenswürdigkeit sei, daß Feldthurns überdies ein Schwimmbad besitze, und er erzählte alles das allein aus dem Grund heraus, weil der Gast beim Zuhören in immer größere Begeisterung kam. Einmal fragte der Gast, und zwar wieder ohne jede ersichtliche Veranlassung, ob er, der Wirt, katholisch sei. Der Wirt sagte ja, natürlich sei er katholisch, alle hier oben seien katholisch, er, der Gast, sei doch vermutlich ebenfalls katholisch, da er ja augenscheinlich auch ein Eisacktaler sei, und der junge Mann geriet darüber in eine geradezu enthusiastische Stimmung. Er klatschte sogar in die Hände. So ging es eine Wei-

le, dann traten zwei Touristen ein, ein deutsches Ehepaar. Die Miene des Gastes verdüsterte sich. Die Touristen bestellten Speck und Wein, erzählten von ihrer Urlaubsrouten, lobten das Land Südtirol und legten einen Reiseführer auf den Tisch. Sie fingen sofort ein Gespräch mit dem Wirt an, das den alleinigen Zweck hatte, zu demonstrieren, wie bewandert sie seien und welche intime Kenntnisse sie über das Land besäßen. Vor allen Dingen erzählten sie irgend etwas sehr Detailliertes über den Vinschgau. Der Wirt allerdings kannte den Vinschgau überhaupt nicht. *Sie kennen den Vinschgau nicht?* fragten die beiden deutschen Touristen erstaunt. Der Wirt sagte, er komme aus dem Eisacktal, nicht aus dem Vinschgau. Die beiden Touristen begannen daraufhin den Wirt über den Vinschgau und die insgesamten Schönheiten Südtirols zu belehren. Der besagte Gast schwieg eine Weile, saß mit immer dunklerer Miene da und starrte auf die Tischplatte. Dann aber begann er plötzlich selbst zu reden, allerdings sehr abwegige Dinge. Wieder geriet er beim Reden in diesen seltsamen Enthusiasmus ... Er sagte, das Land habe eine gesunde Mentalität, besonders was *Erschließungsmaßnahmen* angehe, es sei nicht in dem Maße von der Regierung und von Umweltschutzmaßnahmen ruiniert wie zum Beispiel Deutschland oder Österreich, in Südtirol könne wenigstens noch gebaut werden, denn so sei es: Die Welt sei doch für die Menschen da, und also müsse sie erschlossen werden. Er sei Ingenieur. Er arbeite oben am Latzfonser Kreuz. So, am Latzfonser Kreuz, sagte der Tourist mit wissender Miene, obwohl er das Latzfonser Kreuz offenbar überhaupt nicht kannte. Der Wirt schaute den Gast erstaunt an, denn dort oben am Latzfonser Kreuz wurde natürlich überhaupt nichts gebaut, dort gab es lediglich Wiesen und ein Gipfelkreuz ... Der Tourist meinte, Südtirols Schönheit sei allerdings auch sein Kapital, man sollte dieses Kapital nicht zerstören, sie kämen zweimal im Jahr von Münster mit dem Auto herunter, und jedesmal, wenn sie hier seien, atmeten sie auf, Südtirol sei wie ihre zweite Heimat. Man müsse die Landschaften schützen. Die Gattin des Touristen warf ein: *Erschließen, aber schützen!* Genau, sagte der Mann. Alles im rechten Maß. Man müsse die Landschaft erschließen, aber man müsse sie auch schützen. Wenn zu viel Industrie gebaut werde, kommen die Touristen nicht mehr. Was denn da oben an diesem

Kreuz gebaut werde? Der junge Gast: Ein Elektrizitätswerk werde gebaut. Er sei der Ingenieur des Elektrizitätswerks am Latzfonser Kreuz. (Der Wirt erzählte drei Wochen später einem Journalisten des Eisacktaler Tagblatts, daß der eigenartige Gast genau das gesagt habe, in diesem Wortlaut, „Ingenieur des Elektrizitätswerks am Latzfonser Kreuz“.) Auf Strom, sagte der Tourist, könne man natürlich nicht verzichten. Die Frau: Was wäre die Welt ohne Strom. Unvorstellbar, Klaus, wir hätten keinen Strom! Solcherart ging das Gespräch dann noch eine Weile hin und her, und dem Unterwirt wurde klar, daß der angebliche Ingenieur nur deshalb so ein abwegiges Zeug daherredete, um die Touristen zu möglichst peinlichen Aussagen und Selbstentblößungen zu verleiten. Alles endete damit, daß der angebliche Ingenieur die beiden Touristen dann noch geradezu zwang, einen Kalbskopf zu essen, er pries den Kalbskopf als die besondere Spezialität dieses Hauses, jeder esse hier diesen Kalbskopf, man könne nicht in Feldthurns im Unterwirt gewesen sein, ohne den Kalbskopf gegessen zu haben *etcetera*. Dabei war der junge Mann selbst noch nie im Unterwirt oder auch nur in Feldthurns gesehen worden und konnte den Kalbskopf aus der Küche des Unterwirts also überhaupt nicht kennen. Tatsächlich bestellte das Ehepaar nun zu seinem Speck noch zwei Portionen Kalbskopf sauer angemacht. Der Wirt sagte zu alledem nichts. Während der vermeintliche Gasser noch immer vor seinem Teller saß, ohne ihn anzurühren, aßen die Deutschen den Kalbskopf auf, eine befremdliche Situation. Dann sei dem Unterwirt zufolge der junge Gast aus dem Eisacktal gegangen ... Die Mutter des Unterwirts beharrte später darauf, der betreffende Gast sei mit Sicherheit Josef Gasser gewesen, sie habe ihn drei Wochen später auf den Bildern im Eisacktaler Tagblatt und in der Tagesschau sofort wiedererkannt und schon damals bei seinem Auftritt im Unterwirt ein eigenartiges Gefühl gehabt. Mit dem sei von Anfang an etwas nicht in Ordnung gewesen. Freilich gab sie das alles erst der Öffentlichkeit preis, als das Unglück bereits geschehen war. Und wenn man sie fragte, warum sie, wenn sie doch alles so genau wußte, nicht schon viel früher etwas darüber gesagt hatte, dann behauptete sie einfach, sie habe schon von Anfang an *alles* gesagt, aber es habe ihr keiner zugehört. Zwei- oder dreimal wurde sie nach Bozen auf die Polizei gebracht, da-

mit sie dort ihre Aussage zu Protokoll bringe, viele Feldthurner scharten sich eine Weile um sie, um dies oder das über Gasser (oder die betreffende Person) zu erfahren, sie behauptete sogar, schon kurz nach jener Szene im Unterwirt einen Bittbrief am Mariahilfaltar in Sankt Laurentius angeheftet zu haben zum Behufe der Abwendung des bevorstehenden Schicksals. Andere wiederum behaupteten, dieser Bittbrief sei überhaupt erst wenige Tage, bevor die Mutter des Unterwirts von ihm zu erzählen begonnen habe, also erst nach dem ganzen Geschehen, mit einem falschen und rückdatierten Datum von ihr dort aufgehängt worden, und er enthalte Informationen, die sie einfach im nachhinein der Zeitung entnommen habe. Die Mutter des Unterwirts erzählte später ständig irgendwelche Geschichten über Gasser, über seine Herkunft, seine Familie, über sein Wesen und seine Geschichte, obgleich sie Gasser vorher überhaupt nie in ihrem Leben gesehen hatte. Alles entstammte bloß der Zeitung und dem Fernsehen. Gassers angeblichen Auftritt beim Unterwirt stellte sie dementsprechend ganz anders dar als ihr Sohn. Gasser habe, so sie, auf eine *hinterhältige* Weise auf ihren Sohn eingeredet und ihn für seine *Unternehmungen* (so nannte sie das) zu gewinnen versucht, indem er zuerst seine Position erforscht und sich insgesamt ein Bild über ihn zu verschaffen versucht habe. Er habe ihm überdies detaillierte Fragen über die lokalen Gegebenheiten gestellt und sich zur Tarnung als Ingenieur ausgegeben. Währenddessen habe er mit großem Appetit eine Portion Kalbskopf verspeist. Dann seien aber glücklicherweise noch zwei andere Gäste erschienen, ein Ehepaar aus Münster, und dieses habe ihren Sohn vor Schlimmerem bewahrt, denn Gasser habe alsbald von seinen Unternehmungen abgelassen und sei gegangen ... Die Tochter des Unterwirts, Julia, sagte ihrerseits, der Gast sei mit Sicherheit nicht Josef Gasser gewesen, er habe nicht einmal eine Ähnlichkeit mit ihm beziehungsweise den veröffentlichten Photographien gehabt. Ob jener eigenartige und verdächtige Gast seinen Kalbskopf selbst gegessen hatte oder nicht, das konnte bald niemand mehr sagen, und man fand diese eine Zeitlang viel diskutierte und auch im Lokalteil des Eisacktaler Tagblatts ausführlich behandelte Frage aus irgendwelchen Gründen sehr wichtig und wendete sie später sogar ins Politische. Diese Vorgänge wurden im nachhinein als

eine Art Vorspiel für das Hauptstück in Klausen dargestellt beziehungsweise hochgespielt. Möglicherweise, sagten die einen, war Gasser dort oben spazieren gewesen, hatte die besagte Wirtschaft betreten und sich über die Touristen empört; aber vielleicht, sagten andere, war einfach alles vom Unterwirt aus Wichtigtuerei erfunden ... Es war auch für einige nicht vorstellbar, was mancherorts erzählt wurde, nämlich daß Auer dort oben in Feldthurns gewesen sein soll, denn Auer verließ Klausen bis zu seinem jähen Tod nur noch selten, und nachdem er seinen Verkehr mit den Leuten auf der Ploderburg eingestellt hatte, verließ er Klausen überhaupt nicht mehr. Es war zwar allgemein bekannt, daß sich Auer und Gasser in einer Klausner Wirtschaft tatsächlich einmal als *Ingenieure vom Latzfonser Kreuz* ausgegeben hatten, und zwar irgendeiner deutschen Seniorenreisegruppe gegenüber, der sie stundenlang etwas vorgelogen hatten, aber da das alles in der Zeitung gestanden hatte, wurde durchaus vermutet, daß der Unterwirt Erlebtes und Gelesenes vermischte und insgesamt, wie alle anderen auch, Voriges und Späteres vermengte und zu einem unlösbaren Knäuel verwirrte. Einige wenige glaubten schließlich sogar, daß das ganze Vorspiel in Feldthurns nichts als erfunden war, eine bloße Kombination im Raum schwebender Motive. Über Gasser und seine Herkunft gingen die Meinungen damals sehr auseinander. Es wurde viel über ihn erzählt, und später wurde noch viel mehr erzählt, und die Ansichten über ihn und seine Familie radikalisierten sich dabei. Gasser war der Sohn eines Klausner Schuhmachers, der sein Handwerk schon seit fast zwei Jahrzehnten nicht mehr ausübte, sondern nur noch Schuhe verkaufte. Lediglich in einem hinteren Winkel hatte er noch eine kleine Werkbank, dort klebte er hier und da Sohlen auf oder ließ Gummistücke in Lederabsätze ein. Gassers Vater war ein stiller, stark schielender Mann, der tagein, tagaus in seinem Geschäft, das aus einem einzigen Raum bestand, herumsaß, mittags um zwölf den Laden verschloß, mit dem Fahrrad die neunhundert Meter zu seiner Wohnung fuhr, speiste, sich auf die Couch legte, gegen drei wieder zu seinem Laden fuhr, das Fahrrad abschloß, das Geschäft wieder aufsperrte und dann dort bis sechs oder halb sieben herumsaß, ein Schicksal, das er mit sämtlichen Friseuren und Tabakhändlern und sonstigen Selbständigen in Klausen teilte,

die allesamt auf dieselbe Weise in ihren Läden herumsaßen. Zu Hause, wenn er mit der Familie in der Stube war, sprach der alte Gasser fast nichts; alle Anwandlungen eines Gesprächs machte er dort zumeist durch solche Laute wie *ach* oder *oi* zunichte, denn ihm war alles andere zu anstrengend, es überforderte ihn. Aber wenn er in seinem Schuhladen saß, dann bereitete es ihm die größte Freude, wenn einer seiner selbständigen Nachbarn mit blauer Schürze zu ihm in den Laden kam und sie beide dann für einen Augenblick in die nächste Bar gingen, um einen Roten zu trinken. Die Nichtgespräche, die dann am Pudl geführt wurden, dieses Hinundherknurren irgendwelcher Geräusche, das war es, wobei er sich wohlfühlte. Oder der alte Gasser ging selbst zu einem seiner Nachbarn, dem Friseur oder dem Tabakhändler, band sich dafür eigens die blaue Schürze um und schlug seinerseits vor, in die Bar zu gehen. Josef Gasser hatte dieses Leben seines Vaters von Anfang an nervös gemacht. Wenn er als Kind zwei Stunden in dem Laden seines Vaters herumsaß und dort irgend etwas half, dann mußte er anschließend sofort hinauslaufen und auf den nächsten Berg rennen. Später soll er als Schüler aus irgendwelchen Gründen gewisse Theorien über den Kapitalismus entwickelt und zugleich begonnen haben, sich sehr für *die italienische Wirtschaft* zu interessieren. Das erzählten die Klausner nach den Ereignissen. Vor allem seine früheren Mitschüler oder Lehrer redeten plötzlich ständig davon, und zwar in so allgemeinen Wendungen wie: Der Gassersohn habe früher immer viel von der italienischen Wirtschaft gesprochen, schon vor der Matura; oder: An allem, was die italienische Wirtschaft betreffe, habe der Gasser immer großes Interesse gehabt; oder: Der Gasser habe von Anfang an den Staat ökonomisch betrachtet, und er habe sich auf keinem Gebiet so gut ausgekannt wie auf dem der italienischen Wirtschaft. Andere sagten, er habe überhaupt keine Ahnung von Ökonomie gehabt, sondern nur deshalb irgend etwas über Wirtschaftsformen dahergeredet, weil er sich der damaligen Mode entsprechend als Kommunist habe aufspielen wollen, und folglich habe er das Wort von der *italienischen Wirtschaft* bloß als ideologische Kampfvokabel gebraucht, es sei eine völlig leere Worthülse gewesen, so wie solche Schüler eben immer in völlig leeren Worthülsen reden. Als Schüler galt Gasser als renitent, und

später versuchte er sich eine Zeitlang über seine eigene damalige Renitenz aufzuklären, indem er Bücher wie etwa die gewisser Entwicklungspsychologen las. Er betete dann eine Weile allgemeine Theorien nach (unter anderem die Lebenszyklustheorien von Erikson) und sprach zum Beispiel viel über *Allaussagen* und darüber, wie der junge Mensch, der seine Sprache noch nicht verstehe, mit solchen Allaussagen ein Allmachtsgefühl entwickle, das dann zur Renitenz führe, da die älteren Leute, die er damit nicht in Ruhe lasse, ja wüßten, daß nichts hinter diesen Aussagen stecke außer einer bloß grammatischen, also formalen Möglichkeit, nichts tatsächlich Erfahrenes und wirklich Gelebtes - er betete alles das eine Weile nach, dann warf er diese Bücher wieder weg und ekelte sich vor seinen eigenen Theorien, die er plötzlich als eine komplette Verunreinigung seiner selbst ansah. Nach der Schule, die er schon mit siebzehn beendete, ging er fort und studierte, und er erschien jahrelang nicht mehr in Klausen. Er studierte zuerst in Innsbruck und später dann in Berlin. In Berlin verlor er seinen Dialekt fast gänzlich, tatsächlich hörte man, als er zurückkam, kaum mehr eine Färbung bei ihm. Die Journalisten behaupteten, Gasser habe nie viel über seine Zeit in Berlin gesprochen, mehr sei von Sonja Maretsch zu erfahren gewesen, die zeitweise irgendwo in Neukölln bei ihm gewohnt hatte. Gasser soll sich eine Weile im Dunstkreis irgendwelcher linken oder radikal-linken Gruppierungen aufgehalten und an einigen Veranstaltungen, die allesamt von sehr jungen Leuten ausgerichtet worden waren, teilgenommen haben. Er nannte das im nachhinein angeblich immer das *Experiment* und drückte alles diesbezügliche sehr mysteriös aus. Bald, so wurde gesagt, ekelte es ihn vor der volkstümlichen Anbiederung dieser Leute oder gewisser Teile dieser Gruppierungen, die immer von der Wichtigkeit des Sozialen, von der gerechten Gesellschaft *etcetera* sprachen. Gasser sei damals nämlich in seinen Begriffsaufösungen so weit gekommen gewesen, daß er sich unter dem Wort *gerechte Gesellschaft* nicht mehr das geringste habe vorstellen können. Er habe, heißt es, solche Begriffe immer mehr für eine bloße sprachliche Erfindung gehalten. Er soll einmal gesagt haben: Die Politiker suchen die Probleme, gegen die sie kämpfen können, nur aus dem Grund, weil sie Wähler suchen, und der Wähler werde am besten über das Problem, das

er habe oder zu haben meine (oder durch den Politiker eingeredet bekomme), angesprochen, das sei alles ein sehr widerlicher Prozeß, der unter den Menschen zu nichts als immer nur zu großer Falschheit geführt habe ... Dieses und anderes legten sich die Klausner, quer durch alle Gesellschaftsschichten, über Gasser in ihren Vermutungen zurecht ...

DER PREISTRÄGER



Andreas Maier wurde 1967 in Bad Nauheim geboren und wuchs in Friedberg in der Wetterau auf. Er lebt heute zeitweilig in Bad Nauheim und in Brixen (Südtirol). Maier studierte in Frankfurt am Main Philosophie, Latein und Germanistik und verfasste eine Dissertation über den österreichischen Schriftsteller Thomas Bernhard. Im Jahr 2000 veröffentlichte er seinen ersten Roman „Wäldchestag“, in dem er in sprachphilosophisch-skeptischer und komödiantischer Weise seine Heimat porträtiert, den Wetteraukreis, nördlich von Frankfurt am Main gelegen. Er erhielt dafür den Aspekte-Literaturpreis des ZDF für das beste deutschsprachige Debüt des Jahres. Außerdem bekam Maier den Literaturförderpreis 2000 der Jürgen-Ponto-Stiftung zugesprochen, der Manuskripte von Erstlingswerken noch nicht veröffentlichter Bücher auszeichnet. Im selben Jahr erhielt der Autor den Ernst Willner Preis, gestiftet von insgesamt 27 Verlagen, welcher im Rahmen des Ingeborg Bachmann Wettbewerbs vergeben wird. 2002 wurde er für seinen Debütroman mit dem Wetterauer Kulturpreis geehrt. Maiers zweiter Roman „Klausen“ spielt in seiner Wahlheimat Südtirol.

DER LAUDATOR

Ulrich Greiner, geboren 1945 in Offenbach, studierte Germanistik, Philosophie und Politikwissenschaft an den Universitäten in Frankfurt und Tübingen. Nach seinem Staatsexamen im Jahr 1970 wurde er Redakteur in der Feuilletonredaktion der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. 1974 wechselte er ins Literaturblatt der *FAZ*. 1980 ging er zur *ZEIT*, deren Feuilleton er von 1986 bis 1995 leitete. Seit 1999 ist er Literaturchef der *ZEIT*. 1984 war er Fellow am Center for European Studies in Harvard. Er hatte Gastprofessuren für Literaturkritik an der Gesamthochschule Essen und an der Washington University in St. Louis. Er veröffentlichte u.a. „Der Stand der Dinge. Kulturkritische Glossen und Essays“ (1987), „Revision. Denker des 20. Jahrhunderts auf dem Prüfstand“ (1993), „Gelobtes Land. Amerikanische Schriftsteller über Amerika“ (1997) und „Mitten im Leben. Literatur und Kritik“ (2000).

DIE JURY

Dr. Helmut Böttiger
Literaturkritiker (Berlin)

Uwe Kolbe
Lyriker (Berlin)

Dr. Tatjana Michaelis
Verlagslektorin (München)

David Oesch
Student (Heidelberg)

Inga Pokora
Studentin (Heidelberg)

Matthias Schubert
Dramaturg und Journalist (Braunschweig)

Anne Thill
Studentin (Heidelberg)

DIE BISHERIGEN PREISTRÄGER

1993
Günter Coufal
für seine Erzählung „Am Fenster“

1995
Gabriele Kögl
für ihren Roman „Das Mensch“

1996
Barbara Köhler
für ihren Gedichtband „Blue Box“

Jörg Schieke
für seinen Gedichtband „Die Rosen zitieren die Adern“

1997
Daniel Zahno
für seinen Erzählband „Doktor Turban“

1998
Benjamin Korn
für seinen Essayband „Kunst, Macht und Moral“

1999
Norbert Niemann
für seinen Roman „Wie man's nimmt“

2000
Oswald Egger
für seine Gedichtbände „Herde der Rede“ und „Der Rede Dreh“

Hendrik Rost
für seinen Gedichtband „Fliegende Schatten“

2001
Sabine Peters
für ihren Erzählband „Nimmersatt“

2002
Doron Rabinovici
für seinen Essayband „Credo und Credit“